

Kunst ausserhalb Kunst : Outsider, art brut, Naive

Autor(en): **Schaufelberger, Peter E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 85

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

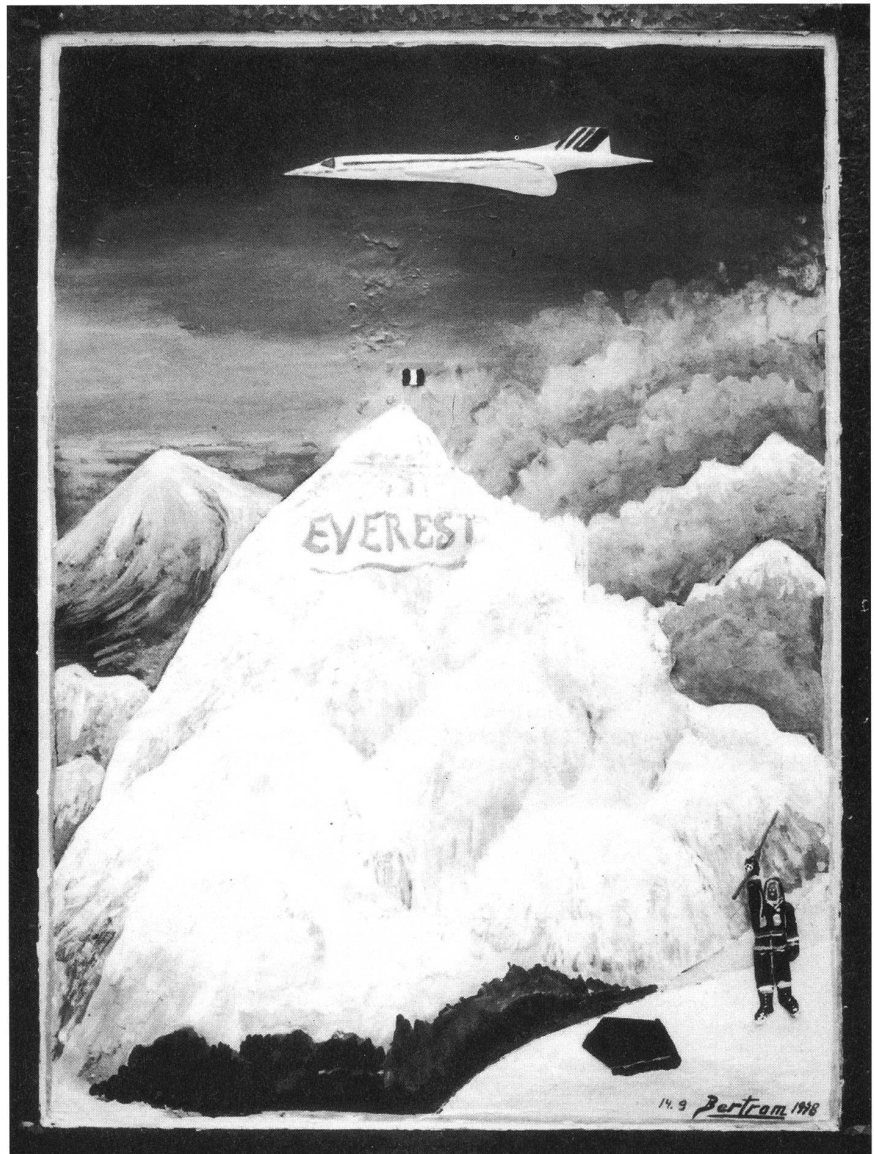
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kunst ausserhalb Kunst

Outsider, art brut, Naive

Bertram Schoch: Everest, 1978, Email-Farbe und
Glasperlen auf Kupferblech



Sie arbeiten künstlerisch ausserhalb des Kunstbetriebs und des so genannten Kunst-Kontextes, leben nicht selten am Rand der Gesellschaft, sind bisweilen durch geistige, körperliche oder psychische Behinderung ausgegrenzt, fallen auf als Unangepasste oder Querschläger. Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich letztlich jeder Etikettierung entziehen.

von Peter E. Schaufelberger

Vernissage der Ausstellung «Zwischen Himmel und Heute» im St.Galler Museum im Lagerhaus. Pietro Angelozzi erscheint etwas vor der Zeit, sonntäglich gewandet. Er spricht kaum deutsch, ist glücklich über meine wenigen Brocken Italienisch. Er schaut sich um, erkennt da und dort vertraute Bildinhalte, die er auch ohne Titel versteht. Schliesslich findet er seine eigenen Bilder, die Vitrine mit seinen Ordnern in «Englisch», «Französisch» und «Russisch», das Tischchen, auf dem die deutsche «Übersetzung» seiner Visionsbeschreibungen aufliegt.

Der heute 76jährige Italiener Pietro Angelozzi ist in Rovetino di Rotella (Provinz Ascoli Piceno in den Marken) in einfachsten bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen. Nach dem frühen Tod der Mutter

lebte er bei einer Tante und bei seinem Grossvater, seiner einzigen wirklichen Bezugsperson. Nach der zweiten Heirat des Vaters musste er bereits als fünfjähriger die Schafe hüten; später arbeitete er als unbezahlte Hilfskraft bei benachbarten Gutsbesitzern. In den sechziger Jahren kam er in die Schweiz, wo er zunächst bei einer Baufirma, dann in der Migros-Zentrale Gossau angestellt war. Heute ist Pietro Angelozzi pensioniert und lebt in einer winzigen Wohnung in Gossau.

IN GÖTTLICHEM AUFTRAG

Auf der Weide widerfuhren dem sieben- und achtjährigen Hirten auch die ersten beiden Visionen; die letzten hatte er als 45jähriger in Stein AR und als 49jähriger in Flawil. Er ist überzeugt, dass ihn Gott beauftragt hat, aller Welt seine sieben «Visionen des 20. Jahrhunderts» kundzutun, obwohl sie alle mit privaten Ereignissen in der Familie oder in seiner Umgebung zusammenhängen.

Auf Küchentücher hat er sie gemalt, Szene neben Szene setzend, sorgsam bis in jede Einzelheit ausgeführt und mit ungelassenen Buchstaben kommentiert. Auch seine Beschreibungen hat er so aufgezeichnet; Bekannte haben sie mit dem PC erfasst. Und er hat mit Hilfe kleiner Taschen-Wörterbücher übersetzt, ein Wort um's andere, undekliniert, unkonjugiert, in acht oder neun Sprachen. Vieles, ja das meiste bleibt in diesen Übersetzungen unverständlich. Pietro Angelozzi achtet es nicht an: Er hat seinen Auftrag erfüllt und ist glücklich über jeden Ort, an dem seine Botschaften einem weiteren Kreis bekanntgemacht werden.

Frühsommer 1991, wiederum im Museum im Lagerhaus. Hedi Zuber (1916–1996) wandert in ihrer Werkschau von Bild zu Bild, bestaunt jedes, als hätte sie es noch nie gesehen. Hält plötzlich inne, schaut um sich: «Und all diese Bilder hab ich gemacht?!» Vor dem Gemälde «Himmel und Hölle» bleibt sie stehen, betrachtet vor allem die obere Bildhälfte mit dem von zahlreichen Engeln umschwebten Christus-Kopf, meint auf einmal: «So viele Engel hab ich noch nie gesehen.»

Auch Hedi Zuber ist in ärmlicher Umgebung in Wil und Gossau aufgewachsen. Der Vater trug wenig zum Unterhalt der fünfköpfigen Familie bei, die Mutter arbeitete als Wäscherin und machte daneben Heimarbeit, bei der die Kinder schon früh mithelfen mussten. Hedi blieb als Folge einer rachitischen Erkrankung kleinwüchsig und war gehbehindert. Geistig war sie zurückgeblieben: Nach der ersten Primarklasse schickte sie ihr Lehrer weg; lesen und schreiben lernte sie notdürftig bei Klosterschwestern. Mit 17 Jahren nahm sie eine erste Stelle als Fabriknäherin

an, der etliche weitere folgten. 54jährig aber musste sie aus gesundheitlichen Gründen aufhören; sie lebte fortan zusammen mit ihrem ebenfalls behinderten Bruder, wobei sie Wohnung und Wohnort öfter wechselten.

Angespornt durch Jakob Greuter – auch er ein Aussenseiter, der neben seiner Arbeit bei der St.Galler Kehrrechtabfuhr jahrzehntelang Bilder und Texte aus Zeitungen und Zeitschriften abgezeichnet hatte – begann Hedi Zuber als 65jährige zu malen. Zunächst in Öl, später in Acryl, das ihrer Arbeitsweise besser entsprach, liess sie sich von eigenen Erlebnissen, von Fotos oder von mündlichen Hinweisen anregen. Oft arbeitete sie bis tief in die Nacht hinein und blieb dran, bis sie, meist nach wenigen Tagen, fertig war. Mit allfälligen Vorlagen haben ihre Bilder nurmehr wenig zu tun; sie tragen unverwechselbar ihre malerische Handschrift, sind verwandelt durch ihre oft kühnen Bildfindungen.

Emil Engeler (1910–1993), von Beruf Lastwagen- und Motorradmechaniker, hatte er in den dreissiger Jahren in einer Traktorenfabrik gearbeitet, war dort als Gewerkschafter und Streikführer entlassen worden und hatte später in einer Fabrik für Druckereimaschinen Arbeit gefunden. In jungen Jahren hatte er mit seinem Schwiegervater, einem Flachmaler, Landschaftsbilder kopiert, nach dem Aktivdienst jedoch Stift und Pinsel beiseite gelegt.

Erst in den siebziger Jahren nahm er das Zeichnen wieder auf. Oder eigentlich doch nicht er, sondern «Angelus», wie er seine oft grossformatigen symbolhaltigen Farbstiftzeichnungen nun unterschrieb, das un- und unterbewusste «Es». Das ihn umtrieb mit den grossen Fragen um Recht und Unrecht, Freiheit und Unfreiheit, um die Fähigkeit des Menschen, zwischen Gut und Böse zu wählen, um Segen und Fluch der Wissenschaft als «Opfer ihrer selbst». Und das ihn immer tiefer in seine Gedankenwelt hineintrief, so weit, dass er zusehends vereinsamte, weil er kaum mehr von anderem sprach als von seinen grossen Themen.

SELBSTERNÄNTER ERLÖSER

Bertram oder eigentlich Bertram Schoch (1906–1987) verstand sich als Prophet und Philosoph, der in umfangreichen, nie veröffentlichten Schriften ein ebenso weiträumiges wie labyrinthisches Gedankengebäude entwarf. Wenn er seine Bildwerke aus feuerelementiertem Kupferblech, farbig funkelnenden Glassteinen und -perlen, metallisch glänzenden Bändern, Kupferdraht, Federn, Spiegeln und andern Materialien gestaltete, fühlte er sich den Elementen ebenso wie höheren Mächten. verbunden.

Seine Jugend verbrachte der Sohn eines wohlhabenden Bankiers grösstenteils auf einem Schloss in Frankreich. Hauslehrer bereiteten ihn auf das Kollegium in Fribourg vor. Während abenteuerlichen Jahren in Kanada – er war u.a. Cowboy und Goldsucher – kehrte er 1930 nach Nizza zurück. Nach dem Tod seines in den Krisenjahren verarmten Vaters arbeitete Bertram in Herisau, seinem Heimatort, als Knecht und Maurer, lernte einige Jahre später die Kunst des Emaillierens kennen und entwickelte diese weiter, indem er die Farben direkt auf die über offenem Feuer erhitzten Kupferplatten auftrug. In Nizza verbrachte er die Kriegsjahre; wieder in der Schweiz begann er sich mit okkulten Wissenschaften zu beschäftigen. Von 1956 bis zu seinem Tod 1987 lebte er in Monthey VS. Er schlug sich als Emailleur durch, verkündete, dass er «der Schweiz ein neues Herz» einsetzen und ihr damit «Erlösung bringen» müsse, und wurde deswegen auch während vier Jahren in einer Psychiatrischen Klinik interniert.

Pietro Angelozzi, Hedi Zuber, Angelus, Bertram Schoch oder eben Bertram, wie er seine Arbeiten signierte: Vier Aussenseiter, vier Menschen am Rand der Gesellschaft. Unauffällig, doch überzeugt von seinem göttlichen Auftrag der italienische Arbeiter. Still für sich die

behinderte Näherin, die sich in ungebrochener Kindhaftigkeit ihre eigene Bilderwelt erschafft. Aus seinem geordneten Alltag aussererend und sich immer tiefer in seinem andern Ich verlierend der Mechaniker und Gewerkschafter. Zutiefst durchdrungen von seiner Sendung der Prophet ohne Gefolgschaft.

Es sind vier von 28 Kunstschaffenden, die noch bis zum 22. April im Museum im Lagerhaus mit grösseren Werkgruppen in der Ausstellung «Zwischen Himmel und Heute» vertreten sind. Vier aus einer viel grösseren Zahl von Aussenseitern der Kunst und durch ihre Lebensumstände oder ihre Persönlichkeit oft auch der Gesellschaft. Ihr Schaffen wird nur am Rand, wenn überhaupt, wahr und nur ausnahmsweise, wenn überhaupt, ernst genommen. Ihre Beweggründe, sich irgendwann im Verlauf ihres Lebens bildnerischem Schaffen zuzuwenden, sind so verschieden wie ihre Herkunft, lassen sich selten genau eruieren, wenn nicht äussere Ereignisse – eine Krankheit, ein Berufswechsel, die Begegnung mit einem andern Menschen wie bei Hedi Zuber, der Verlust naher Angehöriger – als Auslöser wahrscheinlich sind.

Ihre Bildsprache verändert sich kaum. Bisweilen führt wachsende Sicherheit im Umgang mit Werkzeug und Materialien zu formaler Verfeinerung wie etwa beim Zementplastiker Ulrich Bleiker (1914–1994) oder genaueren Ausarbeiten von Einzelheiten; bei andern spielen gesundheitliche Gründe mit – so bei Alois Wey, dessen zunehmende Schematisierung und plakativere, weniger differenzierte Farbigkeit auf das Nachlassen der Sehkraft zurückzuführen war. Es ist, als habe sich im Unterbewusstsein geformt, was mit einemmal fast eruptiv ausbricht und gelegentlich ebenso plötzlich wieder versiegt. Wie etwa beim Knecht Jakob Morf, der im Altersheim Heft um Heft mit farbigen Musterzeilen füllte, dazwischen Fotos und Bildausschnitte aus Zeitschriften klebte und in einigen Heften die Zeichensprache mit schriftlichem Text ergänzte. Zwei Jahre lang, dann hörte er ebenso unvermittelt wieder auf, wie er begonnen hatte.

NICHT SCHUBLADISIERBAR

Gemeinsam ist all diesen Menschen, dass sie sich letztlich jeder Etikettierung entziehen. Art brut, naive Kunst oder Outsider Art taugen als grobe Raster, als Versuche, die Vielgestaltigkeit der Erscheinungen und Ausdrucksweisen in eine andeutende Ordnung zu bringen. Sie taugen insofern, als sie nicht von irgendwelchen fragwürdigen Äusserlichkeiten wie formalen oder so genannt stilistischen Eigenheiten ausgehen, sondern auf die



Pietro Angelozzi Vierte Vision. Mischtechnik auf Stoff (Ausschnitt)

Menschen, ihre Herkunft, ihre Persönlichkeit, ihre Lebensumstände abstellen. Noch viel untauglicher ist das Bemühen, das Schaffen dieser Menschen in irgendwelche kunstwissenschaftliche Bezugssysteme einzubinden, ihr Aussenseitertum zu negieren. Wers gleichwohl versucht, mag sich am Ende vor einem klug und fein gesponnenen Netz intellektueller Spitzfindigkeiten wiederfinden. Der Gegenstand jedoch, den er (oder sie) einzufangen trachtete, ist längst entschlüpft, hat sich den hohlen Begriffshülsen und pseudo-philosophischen Spekulationen all derer, die «wissen, was Kunst ist, weil sie es schliesslich gelernt haben» (Originalzitat eines Kurators), still und leise entzogen.

Peter E. Schaufelberger, 1937, freier Journalist, Präsident der Stiftung für schweizerische naive Kunst / Museum im Lagerhaus, St.Gallen.

Dass wir die Saiten verpacken ist nur eine unserer starken Seiten!



Das umfassende Angebot des Bürozentrums
der DREISCHIIBE St. Gallen.

 **DREISCHIIBE**

Betriebe für berufliche Rehabilitation
Rosengartenstrasse 3
Postfach
9006 St. Gallen
Telefon 071 243 58 00
Telefax 071 243 58 90
E-Mail: st.gallen@dreischiibe.ch

Textverarbeitung

Adressverwaltung

Versandarbeiten

Ausrüstarbeiten

Kopierservice